

Hannes Nygaard ist das Pseudonym von Rainer Dissars-Nygaard. 1949 in Hamburg geboren, hat er sein halbes Leben in Schleswig-Holstein verbracht. Er studierte Betriebswirtschaft und war viele Jahre als Unternehmensberater tätig. Hannes Nygaard lebt auf der Insel Nordstrand.
www.hannes-nygaard.de

HANNES NYGAARD

Stadt in Flammen

HINTERM DEICH KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Helga und Manfred, Renate und Wolfgang

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Montage aus mauritius images/imageBROKER/
Michael Dietrich, photocase.com/David-W-
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-962-0
Hinterm Deich Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur Editio Dialog,
Dr. Michael Wenzel (www.editio-dialog.com).

Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.

Bertolt Brecht

Eins

Der Himmel strahlte in einem Blau, dass es dem Auge fast wehtat. Die Sonne reflektierte im leuchtend weißen Schnee. Die Menschen in ihren roten, blauen und gelben Jacken bildeten fröhliche bunte Farbtupfer. Die Heiterkeit spiegelte sich auch in ihren braun gebrannten Gesichtern wider. Die Augen blitzten und funkelten vor Ausgelassenheit, wenn die modisch in die Haare gesteckte Sonnenbrille es zuließ. Die Skier trugen sie lässig unter dem Arm. Im Hintergrund war eine winzige Kirche zu erkennen, deren schneebedecktes Dach gut als Dekoration auf einen Adventskalender gepasst hätte. Die Glöckchen des Pferdeschlittens bimmelten. Es war eine friedvolle Atmosphäre. Der Wetterbericht hatte bestes Winterwetter bei erneutem ergiebigem Schneefall bis in die Täler vorausgesagt. Ganz Deutschland lag unter Hochdruckeinfluss. Über Nacht sollte es strengen Frost bei sternenklarem Himmel geben. Dieses idyllische Winterbild hatte ein Einspieler im Fernsehen vermittelt.

Leider galt das nicht für Kiel. Hier betrug die Temperatur knapp über null Grad. Der »ergiebige Schneefall« prasselte als Regen herab. Schleswig-Holstein streifte ein Skandinavien-Tief, und an der Luftmassengrenze über der Ostsee bildeten sich Druckunterschiede, die als eiskalter Ostwind über die Förde pfffen und in der Hörn, dem äußersten Zipfel der Förde, wie durch unsichtbare Kanäle in die Straßenschluchten auswichen und die moorige Geländestufe zum fünfundzwanzig Meter höher gelegenen Gaarden erklommen.

Das war keine physikalische Erklärung des Phänomens, aber jeder Bewohner des Kieler Stadtteils am Ostufer der Förde empfand es so. Genau genommen gliederte sich Gaarden in die Teile Ost und Süd. Wer als Auswärtiger von »Gaarden« sprach, meinte den Osten zwischen Hörn und Schwentine, dessen Aufschwung mit der Gründung der Kaiserlichen Werft begann. Kaiser Wilhelm I. war marinevernarrt und machte Kiel zum

Reichskriegshafen, sein Enkel Heinrich, ein Großadmiral, der die »Prinz-Heinrich-Mütze« populär machte und in Altbundeskanzler Helmut Schmidt einen herausragenden Nachfolger als Mützenträger fand, förderte die Stadt als Marinestandort ebenso. Weitere klingvolle Werften fanden ihren Standort in Gaarden: die Germaniawerft und die Deutsche Werft, die als HDW irgendwann massiv an Bedeutung verlor, während ihre Schiffe unter einem anderen Namen immer noch als Inbegriff für Hightech galten, zumindest bei den U-Booten.

Mit dem Schiffbau ging auch der Stolz der hier lebenden Werftarbeiter unter. Aus dem alten Arbeiterkiez wurde ein Multikulti-Stadtteil mit vielen sozialen Problemen.

Heute Morgen einigte aber alle Menschen hier ein einziges Problem: Sie froren erbärmlich.

Der Vinetaplatz war das Zentrum Gaardens. Er trug diesen Namen seit 1903 und ist nach dem Kreuzer SMS Vineta benannt. In den Häusern der Gründerzeit, die drei Seiten des Marktes einschlossen, waren zu dieser frühen Stunde noch fast alle Fenster dunkel. Das galt auch für den großen Block aus roten Klinkern, der den westlichen Abschluss bildete.

Kahle Bäume streckten ihre Äste zum grauen Himmel empor. Die Mitte des Platzes war leer. Die Eisbude am einen Ende war ebenso geschlossen wie der Imbiss im steinernen Bau auf der anderen Seite, auf dessen Rückseite sich der Zugang zu den öffentlichen Toiletten befand, deren Betreten auch für Hartgesottene eine Herausforderung war.

Nur wenige Menschen hasteten im Schutz der Häuser zu ihrem Arbeitsplatz. Die Mehrheit der Gaardener unterlag diesem Zwang nicht.

Werner Ziebarth gehörte zu den Frühaufstehern. Vor zwei Stunden hatte er seinen rollenden Verkaufsstand in Probsteierhagen beladen und war mit seiner Frau Hannelore nach Gaarden aufgebrochen. Jetzt rangierte er das Gefährt auf den angestammten Stellplatz des Wochenmarktes. Hannelore stand vor dem Peugeot und ruderte mit den Armen.

»Weiter links, Werner. Noch ein bisschen. Ja. So ist gut.«

Die Händler hatten ihre Stände in L-Form vor dem roten Bau des Vinetazentrums und an der nördlichen Seite aufgebaut.

Neben Ziebarths mobilem Verkaufsstand für Fleisch- und Wurstwaren hielt ein alter Mercedes-Kombi mit einem zweiachsigen Anhänger. Die Seitenscheibe wurde abgesenkt, und ein bärtiges Gesicht erschien aus dem Wageninneren.

»Wenn jeder so lange rangiert wie du, ist der Markt wieder vorbei.«

Ziebarth hob drohend die Faust. »Hassan, du Plünderer. Komm das nächste Mal mit deinem Kamel. Dann kommst du auch durch.«

Hassan Chihab lachte. »Bis nachher«, rief er und fuhr im Schrittempo weiter.

Das Ehepaar Ziebarth verrichtete die notwendigen Handgriffe schweigsam und routiniert. Seit über fünfunddreißig Jahren waren sie ein eingespieltes Team. Da saß jeder Handgriff. In einer Stunde würde der Wochenmarkt seine Tore öffnen. Erfahrungsgemäß kamen die ersten Kunden aber bereits eine halbe Stunde früher. Es waren überwiegend Stammkunden. Man kannte sich.

Die Ziebarths wussten von den Vorlieben der Einzelnen. Und wenn jemand ein paar Wochen lang nicht mehr bei ihnen einkaufte, war er gestorben. In Urlaub fuhr kaum jemand der Einwohner. Für den Alteingesessenen tauchte irgendwann jemand anderes auf. Jemand mit Migrationshintergrund. Es war ein schleicher Prozess in Gaarden, dass aus dem Arbeiterviertel der Nachkriegszeit ein Stadtteil entstand, in dem die halbe Welt zu Hause war. Trotzdem hatte sich die urbane gründerzeitliche Kiezatmosphäre gehalten. Irgendwie.

Unter dem inzwischen hochgeklappten Vordach des Verkaufswagens tauchte ein schnauzbärtiger Mann auf, der über seinem dicken Wollpullover eine grüne Schürze trug.

»Moin, Ömer. Ein frohes Neues«, grüßte Ziebarth und sortierte dabei Frischwurst aus dem Kühlfach in die Auslage. »Kaffee?«

Ömer Gürbüz nickte. »Moin, Werner. Euch auch.«

»Seid ihr gut reingekommen?«, wollte Ziebarth wissen.

Gürbüz kratzte sich den Schädel. »Au Mann. Hab immer noch so 'nen dicken Kopf.«

Ziebarth lachte. »Ich staune immer wieder, dass du als Muslim trinkst.«

Gürbüz winkte ab. »Mein Prophet ist ein fröhlicher. Der lässt seine Gläubigen Spaß am Leben haben. Außerdem – was soll ich machen? Erika allein Wein und Sekt trinken lassen?«

»Das würde deiner Frau nicht gefallen«, stellte Ziebarth fest, während Hannelore einen Becher mit dampfendem Kaffee über den Tresen reichte.

Der türkische Gemüsehändler nippte vorsichtig am Becher. »Klasse, Hannchen, wie immer«, sagte er. »Dein Kaffee ist der beste. Ihr solltet den verkaufen. Besonders bei solch einem Scheißwetter.«

»Nix da«, erwiderte Ziebarth. »Der ist nur für gute Freunde.« Er wedelte mit einer Mortadella. »Geht übrigens in Ordnung. Ich bringe am Sonnabend dein Hammelfleisch mit. Und das Schweinefilet.«

Gürbüz verzog das Gesicht. »Brrh. Das habe ich Erika in fünfundzwanzig Jahren nicht abgewöhnen können.« Dann zog er die Stirn kraus. »Scheißwetter habt ihr hier in Kiel. Ich hätte in Izmir bleiben sollen.«

»Tüinkopf«, erwiderte Ziebarth. »Du Mors bist doch hier geboren. Bist im Unterschied zu mir sogar ein echter Kieler.«

Gürbüz antwortete nicht, sondern sah am Wagen vorbei. »Was ist das denn?«, fragte er.

»Was meinst du?«

»Das da – da ist ein dritter Kopf auf dem Brunnen. Zwischen den Figuren.«

Ziebarth kam aus seinem Verkaufswagen heraus und sah in die Richtung, in die Gürbüz wies.

»Ein Scherz? Noch von Silvester? Sieht verdammt echt aus.«

Die beiden Männer machten ein paar Schritte in Richtung Brunnen und blieben dann stehen. Sie sahen entgeistert auf den menschlichen Kopf, der zwischen die Granitköpfe des hingebungsvoll tanzenden Paares der Hans-Kock-Plastik geklemmt war.

»Das ... ist ... kein ... Scherz«, stammelte Ziebarth mit leichenblassem Gesicht. »Das ist echt.«

Mit zittrigen Fingern zog er sein Handy hervor und wählte die Eins-Eins-Null. Er hatte Mühe, seine Meldung zu formulieren.

Zwei

Hauptkommissar Vollmers fluchte unentwegt. Auf das Wetter. Auf die äußeren Umstände. Auf die Leute, die trotz Kälte und Regen einen dichten Ring um die Absperrung gebildet hatten. Und auf die Medien, die versuchten, möglichst nahe heranzukommen, um spektakuläre Bilder einzufangen.

»Das haben wir auch noch nicht gehabt«, sagte Oberkommissar Horstmann neben ihm. »Die Spurensicherung ist am Ball. Und der Rechtsmediziner auch.«

»Können wir schon etwas sagen?«

Horstmann schüttelte den Kopf. »Das ist eine merkwürdige Auffindesituation. Es sieht aus, als wäre er geköpft worden.«

»Bei uns? In Kiel? Das sind Schauermärchen, die uns abends in den Nachrichtensendungen serviert werden. Paris, Madrid, Brüssel, London – da rechnet man im schlimmsten Fall mit solchen Dingen, abgesehen von den Orten, wo die heißen Auseinandersetzungen stattfinden. Aber doch nicht hier an der Förde.«

»Das ist nicht die einzige Absonderlichkeit. Das Opfer ist noch sehr jung. Ich schätze, ein Jugendlicher. Er trägt lange schwarze Locken und eine Kippa.«

Vollmers hielt den Atem an. »Ach du grüne Neune. Sind die Haare echt? Oder ist es eine Perücke?«

»Das hat der Rechtsmediziner gleich geprüft. Sie sind echt.«

»Herrje. Dann gehört der Tote zu den orthodoxen Juden. Und dann geköpft. Mensch, Horstmann. Da haben wir uns etwas eingefangen. Nee. Nix da. Das ist mir zu heikel. Da gehen wir nicht alleine ran.« Er zog sein Mobiltelefon hervor und telefonierte.

Eine Viertelstunde später hielt ein dunkelblauer 5er BMW dort, wo die Fußgängerzone Elisabethstraße auf den Vinetaplatz stieß. Ein hochgewachsener Mann mit blonden Wuschelhaaren entstieg ihm, zwängte sich durch die neugierigen Schaulustigen

hindurch und suchte den Hauptkommissar. Sie begrüßten sich mit einem festen Händedruck.

»Moin, Herr Dr. Lüders«, sagte Vollmers.

»Ah, das LKA«, ergänzte Horstmann. »Der Staatsschutz.«

Vollmers berichtete in wenigen Worten, was sie vorgefunden hatten.

»Gut, dass Sie uns so zügig informiert haben«, sagte Lüder Lüders. »Dem ersten Anschein nach könnte es sich um einen Ritualmord handeln, möglicherweise mit politischem oder rassistischem Hintergrund. Hat man bisher nur den Kopf gefunden?«

»Wir sind auch erst am Beginn unserer Arbeit«, antwortete Vollmers bissig. »Aber mehr als das, was ich Ihnen geschildert habe, wissen wir auch nicht. Von anderen Körperteilen fehlt uns jede Spur.«

»Wer hat ihn gefunden?«

»Zwei Marktbesicker. Ömer Gürbüz, der betreibt einen Obst- und Gemüsestand, und Werner Ziebarth, der seit Jahrzehnten Fleisch- und Wurstwaren verkauft.«

»Konnten die Zeugen etwas Verwertbares aussagen?«

»Die stehen unter Schock. Wir haben lediglich von Ziebarth herausbekommen, dass er glaubt, den Toten schon einmal gesehen zu haben. ›Das ist der Irre, der in der letzten Zeit durch Gaarden gelaufen ist und die Leute verrückt gemacht hat‹, hat er gesagt, bevor sich der Notarzt seiner angenommen hat. Im Augenblick kommen wir nicht an ihn heran.«

Beamte der Schutzpolizei und Vollmers' Mitarbeiter waren ausgeschwärmt, um nach Zeugen zu suchen. Nach wenigen Minuten kam ein Uniformierter zurück und berichtete dem Hauptkommissar, dass sich einer der Händler eigentümlich geäußert habe. Lüder folgte dem Polizisten, als er zu dem Verkaufsstand ging. Neben einem blau-weiß gestreiften Zelt stand ein älterer Mercedes-Kombi, daneben ein zweiachsiger Anhänger. Unter dem Zelt hatten Kleiderständer Platz gefunden. Mäntel, Daunenjacken, Pullover, Kleider, Hosen. Mittendrin stand ein Mann mit zerfurchtem Gesicht und sah ihnen aus dunklen Augen entgegen. Er trug eine Wollmütze und hatte sich mit einer Schaffelljacke,

die deutliche Gebrauchsspuren aufwies, vor dem kalten Wind geschützt.

»Sie haben etwas beobachtet?«, fragte Vollmers.

»Hab ich nicht gesagt«, antwortete der Kleidungsverkäufer mit einem deutlich erkennbaren Akzent.

»Wie heißen Sie?«, mischte sich Lüder ein.

»Hassan Chihab.« Der Mann zeigte auf ein Metallschild, das mit Draht am Gestänge des Zelts befestigt war. Chihab war als Gewerbetreibender in der Kieler Iltisstraße gemeldet, einen Steinwurf vom Markt entfernt. »Und wer sind Sie?«

Lüder stellte Vollmers und sich vor. »Sie haben den Kollegen von der Streife erzählt, dass Sie etwas Eigentümliches wahrgenommen haben.«

»Man sagt, da drüben am Brunnen mit der Skulptur ›Tanzpaar von Hans Kock«, sagte Chihab, »hätte man einen abgeschlagenen Kopf gefunden. Ist das wahr?«

»Die Polizei ist derzeit dabei, die ersten Untersuchungen anzustellen«, wick Lüder aus.

»Wurst-Werner – also der kleine Dicke mit dem Fleischwagen – soll ihn entdeckt haben. Ein Judenkopf.«

»Was verstehen Sie darunter?«, hakte Lüder nach.

»Seit einiger Zeit läuft hier so ein Verrückter herum. Hier! In unserer Stadt. In Gaarden. Die reinste Provokation. Der ist immer schwarz gekleidet und hat eine Kippa auf dem Kopf. Genauso wie die militanten Juden auf dem Tempelberg. Will der Krieg in Gaarden?«

»Sie meinen, ein Jugendlicher ist in der letzten Zeit in der traditionellen Kleidung der orthodoxen Juden herumgelaufen?«

»Sag ich doch, Mann. Krass. Was soll das? Hier leben alle friedlich miteinander. Allein in Gaarden gibt es«, Chihab zählte es an den Fingern der linken Hand ab, »sieben Moscheen. Alle existieren nebeneinander. Alles ist ruhig. Und dann kommt so ein kleiner Wichser daher und macht Stress.«

»Was hat der junge Mann gemacht? Bewohner angesprochen? Schilder hochgehalten? Drucksachen verteilt? Gepredigt?«

»Wo? Hier? Mann!« Chihab fasste sich an die Stirn. »In wel-

cher Welt lebt ihr denn? Der ist hier durch die Straßen gelaufen. ›Geh nach Hause«, haben ihm viele geraten. Aber nix da. Der ist immer wiedergekommen.«

»Das ist sein gutes Recht, wenn er niemanden belästigt hat«, stellte Vollmers fest.

»Hat er doch. Das erzähl ich doch die ganze Zeit. Der hat alle provoziert.«

»Nur dadurch, dass er auf der Straße spazieren ging?« Lüder schüttelte ungläubig den Kopf.

Chihab senkte den Kopf in die geöffneten Handflächen. »Begriff ihr das nicht? So wie der aufgetreten ist – das beleidigt die Menschen hier.«

»Wir sind eine weltoffene Stadt«, erklärte Lüder. »Ich habe hier in Gaarden viele Menschen gesehen, die in traditioneller islamischer Kleidung herumlaufen. Die Mehrheit der Frauen trägt ein Kopftuch.«

»Das ist doch etwas anderes. Das steht im Koran, wie du dich kleiden sollst.« Chihab zeigte auf sein Angebot. »Alles, was ich hier anbiete, ist sauber. Das darf jeder tragen. Sag mir, wo du darin eine Provokation findest, eh?«

»Hat jemand den jungen Mann bedroht?«, fragte Lüder.

Chihab schlug die Hände zusammen, faltete sie und hielt sie auf Nasenhöhe vors Gesicht. Er verbeugte sich andeutungsweise. »Was weiß ich?«

Dann drehte er sich um und wandte sich einer Frau zu, die einen der Kleidungsstände drehte und verschiedene Stücke nacheinander begutachtete.

»Kommen Sie«, sagte Lüder zu Vollmers. Inzwischen war an den Ständen vereinzelt ein Marktbetrieb zu erkennen. »Fast die Hälfte der Bevölkerung hat einen Migrationshintergrund. Noch größer ist der Anteil der ausländischen Kinder an den Schulen. Böse Zungen sagen, dort gäbe es nur noch vereinzelt Kinder mit deutschen Eltern. Und die werden gemobbt. Wie viel stärker wird da ein jüdischer Jugendlicher wahrgenommen, der mit seinem Auftreten die mehrheitlich muslimische Bevölkerung provoziert. Der Textilhändler hat es deutlich kundgetan.«

»Was glauben Sie, was hier los ist, wenn sich die erste Vermutung als wahr herausstellen sollte: In Kiel wird ein jüdischer Jugendlicher aus religiösen Gründen geköpft. Gott möge uns beistehen, dass dieses nicht zutrifft«, stöhnte Vollmers.

»Welcher Gott?«, entgegnete Lüder sarkastisch. »Über diese Frage ist ja die Unruhe ausgebrochen. Darüber wird in vielen Teilen der Welt Krieg geführt. Das ist die Wurzel von Extremismus und Terrorismus. Hier in Gaarden leben viele verschiedene Nationalitäten neben- und miteinander. Sehen Sie sich auf dem Markt um. Das Angebot stammt aus der ganzen Welt. Na ja – fast«, schränkte er ein. »Multikulti. Das sehen Sie an der Vielfalt der kleinen Geschäfte und Restaurants. Natürlich ist das nicht konfliktfrei. Wir wissen, dass Gaarden ein sozialer Brennpunkt ist. Es gibt überdurchschnittlich viele Arbeitslose. Und nahezu jeder Zweite bezieht Sozialleistungen wie Hartz IV.«

Sie hatten die Polizeiabsperrung passiert und den Zugang zum Zelt, das man um den Brunnen als Sichtschutz errichtet hatte, zur Seite geschlagen.

Dr. Diether, der Rechtsmediziner, sah kurz auf. Hinter dem Mundschutz war nur die Augenpartie sichtbar.

»Das ist wieder typisch«, sagte er. »Bevor Spurensicherung und Rechtsmedizin die Arbeit aufgenommen haben, taucht der Jurist auf. Ich kann aber definitiv versichern, dass unser Freund hier nicht ertränkt wurde.« Er musterte Lüder von oben bis unten. Sein Blick blieb an Lüders Händen haften. »Ist nicht so toll mit Ihnen, was? Ich hatte erwartet, dass Sie den Rest von dem jungen Mann hierher mitbringen.« Er zupfte kurz an einer schwarzen Haarlocke. »Wie Störtebeker sieht der auf den ersten Blick nicht aus, obwohl dem Piraten ja das Gleiche widerfahren sein soll.«

»Sie meinen, das Opfer wurde tatsächlich geköpft?«

»Ist gut möglich. Soweit ich erkennen kann ... Sehen Sie mal hier.« Seine Finger mit den dünnen Handschuhen fuhr zum Hals des Toten. »Ein ziemlich glatter Schnitt. Da hängt nichts heraus. Das geschah auf einen Schlag. Ich neige zu der Behauptung, dass er hier jetzt Jurist ist«, fuhr der für seinen schwarzen

Humor berüchtigte Mediziner fort. »Zumindest der Rest von ihm. Der läuft jetzt kopflos durch die Gegend.«

»Sie meinen, es könnte ein Schwert gewesen sein – kein Messer?«

»Ein Beil wäre auch möglich oder eine Axt.« Dr. Diether spitzte die Lippen. »Auf keinen Fall ein Messer. Da würden die Schnittkanten anders aussehen. Mit einer Axt müssen Sie mehrfach zuschlagen. Dies hier sieht aber wie ein einzelner Hieb aus. Auf den ersten Blick – ja, er wurde regelrecht geköpft.«

»Hat er leiden müssen?«, wollte Lüder mit belegter Stimme wissen.

»Ihm würde es besser gehen, wenn Kopf und Rumpf noch eins wären. Der Tötungsvorgang selbst geht relativ rasch vonstatten. Ich möchte aber nicht wissen, was in dem Jungen vorher los war. Hat man ihm die Ermordung angekündigt? Wir wollen uns beide nicht vorstellen, wie es in einem Menschen aussieht, dem man mit dieser Art der Ermordung droht und der dann zur Hinrichtungsstätte geführt wird, sich niederknien muss und ...« Den Rest des Satzes ersparte Dr. Diether den Anwesenden. »Nun lassen Sie mich weitermachen«, sagte er entschieden. »Ach – noch etwas: Drängeln nutzt nichts. Auch wenn es *nur* der Kopf ist ... dauert es trotzdem seine Zeit.«

»Machen Sie weiter so«, empfahl Lüder dem Rechtsmediziner. »Irgendwann werden Sie sich selbst als Opfer obduzieren müssen.«

»Da habe ich keine Sorge. Ich weiß ja, wie es geht«, verabschiedete sich Dr. Diether.

Oberkommissar Horstmann meldete sich. »Wir haben eine Vermisstenmeldung. Gestern Abend gegen zweiundzwanzig Uhr haben Eltern ihren sechzehnjährigen Sohn Shimon Rosenzweig als vermisst gemeldet.«

Lüder betrachtete noch einmal den Kopf. Ein leichter Flaum hatte sich um das Kinn und auf der Oberlippe gebildet. Das Opfer war noch sehr jung.

»Mein Gott«, sagte er. »Sechzehn Jahre. Ein Kind. Und dann so etwas?« Für einen Moment herrschte betretenes Schweigen.

»Shimon Rosenzweig«, sagte Lüder langsam. »Das klingt wie ein jüdischer Name. Das Aussehen mit den gedrehten Locken und die Kippa ... Das könnte passen.«

Er bat einen Spurensicherer, ihm ein Foto des Opfers aufs Smartphone zu übertragen. Dann fuhr er ins Landeskriminalamt. Dort suchte er einen Spezialisten für Bildbearbeitung auf und ließ sich das Foto so ändern, dass man den Ansatz der tödlichen Verletzung nicht mehr erkennen konnte. Der Fachmann retuschierte mit wenigen Mausklicks auch ein wenig das leichenblasse Aussehen des Opfers.

Die Zwischenzeit nutzte Lüder, um sich über Shimon Rosenzweig und dessen Familie zu informieren. Der Tote – wenn es sich um Shimon Rosenzweig handeln würde – war der Sohn von Hans-Jürgen und Esther Rosenzweig. Nach den Meldedaten gab es auch noch eine Tochter. Devorah war dreiundzwanzig Jahre alt. Als Adresse war der Stadtfeldkamp in Kiel eingetragen. Polizeilich war noch kein Familienmitglied in Erscheinung getreten.

Es war schwierig, in dem gewachsenen Wohngebiet nahe dem Südfriedhof, der dem Stadtteil auch den Namen gab, einen Parkplatz zu finden. Die Straße mit den wunderbaren Fassaden aus der Gründerzeit und den im Sommer schattenspendenden Bäumen machte einen fast idyllischen Eindruck. Das Kopfsteinpflaster trug ein Übriges dazu bei. Die Wohnung der Familie Rosenzweig lag in einem Haus, das ein wenig zurücklag und durch einen Vorgarten von der Straße abgegrenzt wurde.

Es dauerte eine Weile, bis der Türsummer ertönte und sie im Treppenhaus die zweite Etage erklimmen konnten. Eine Frau erwartete sie. Der Rock im Schottenkaro reichte bis über die Knie. Der hellbraune Rollkragenpullover umschloss den mageren Hals. Aschblonde Haare waren hinter dem Kopf zu einem Knust zusammengesteckt. Das schmale Gesicht wurde von der spitzen Nase und den ausdruckslos starrenden Augen bestimmt. Lüder fiel auf, dass die Frau weder geschminkt war noch Schmuck trug.

»Frau Rosenzweig?«

Sie bewegte kaum merklich den Kopf.

»Polizei. Dürfen wir hereinkommen?«

Ihr war das Erschrecken anzumerken. Die magere Hand fuhr an den Mund.

»Shimon?«, fragte sie tonlos.

Lüder bat erneut darum, eingelassen zu werden.

»Kommen Sie.«

Vom Flur gingen mehrere Türen ab. Lüder staunte über die antiquiert wirkende Ausstattung. Ein geschickter Innenausstatter hätte das alte Gemäuer bestimmt als Schmuckstück herausgeputzt. Yuppies würden sich die Finger nach einer solchen Wohnung lecken. Die Rosenzweigs hingegen schienen Wohnung und Interieur von den Großeltern übernommen und seitdem nichts verändert zu haben. Man konnte die sprichwörtliche Patina fast riechen. Lüder hätte es nicht gewundert, wenn alles mit einer dicken Staubschicht bedeckt gewesen wäre. Aber es war blitzblank.

Am Fenster vor den zugezogenen Stores mit den beiden seitlichen Schals aus mit Blumenmuster bedrucktem Stoff stand ein hagerer Mann, an dem alles dunkel war. Die Kleidung. Die Haare. Das Gesicht. Die Augen. Auch er trug die Haare an den Schläfen lang und zu Locken gedreht, was Lüder bisher nur auf Bildern gesehen hatte.

»Aviel«, sprach ihn die Frau an. »Die Polizei.«

»Ist Ihr Mann auch im Hause?«, fragte Lüder.

»Das ist mein Mann.«

»Aviel? Ich denke, er heißt Hans-Jürgen?«

Der Mann drehte sich um. »Was wissen Sie schon? Meine Eltern gehörten zur Generation derer, die der Shoah nur durch Zufall entkommen sind. Unter dem Eindruck dessen, was sie als Kinder durchmachen mussten, haben sie mir den Vornamen Hans-Jürgen gegeben. Sie wollten mich damit schützen. Ich selbst nenne mich Aviel. Das bedeutet: ›Gott ist mein Vater.«

Lüder hatte Verständnisprobleme. Der Zuname Rosenzweig deutete unzweifelhaft auf eine jüdische Herkunft hin. Warum musste das auch noch durch einen jüdischen Vornamen unterstrichen werden?

»Es geht um Ihren Sohn.«

Der Mann nickte. »Shimon.«

Lüder zog sein Smartphone hervor und zeigte das zurechtgemachte Foto der Frau. »Ist das Shimon?«

Frau Rosenzweig hielt sich die Hand vor den Mund. »Mein Gott. Shimon! Wie sieht er aus? So blass. Was ist mit ihm?«

Lüder vergewisserte sich noch einmal, dass die Frau glaubte, ihren Sohn erkannt zu haben. Dann sagte er: »Es könnte sein, dass wir Ihnen eine schlimme Nachricht überbringen müssen.«

»Was wollen Sie damit sagen?« Die Frau reagierte wie alle Mütter dieser Welt, während der Mann wie unbeteiligt wirkte und sich nicht rührte.

»Heute Morgen ist ein Toter gefunden worden. Es ist der junge Mann, dessen Bild ich Ihnen eben gezeigt habe.«

»Shimon soll tot sein?« Sie schüttelte ungläubig den Kopf. Immer heftiger. »Nein, das kann nicht sein. Er ist gestern Nachmittag aus dem Haus. So gegen halb fünf.«

»Wo wollte er hin? War er mit jemandem verabredet?«

»Shimon war nie verabredet«, mischte sich der Vater ein.

»Er war ein auf die Welt neugieriger Sechzehnjähriger ...«, begann Lüder, wurde aber sofort unterbrochen.

»Neugierig auf die Welt? *Diese* Welt? Es gibt nur eines, das sich zu erkunden lohnt: Gottes Wort.«

»Das äußere Erscheinungsbild Ihres Sohnes, aber auch Ihres ... Darf ich vermuten, dass Sie sich am orthodoxen Judentum orientieren?« Dafür sprach das ganze Äußere des Mannes.

»Wir sind Chassidim«, bestätigte Rosenzweig. »Unser Lebensinhalt gilt dem Studium religiöser Schriften.«

Lüder wusste, dass es in Israel charedische Männer gab, die keiner Arbeit nachgingen und ihre Zeit in religiösen Lehranstalten verbrachten. Sie wurden oft vom Staat finanziert und hatten bis vor einiger Zeit Privilegien, zum Beispiel waren sie vom Militärdienst befreit.

»Der Baal Schem Tov und seine Nachfolger fördern das traditionelle Studium der Tora und der mündlichen Überlieferung sowie des Talmuds. Für uns steht auch das persönliche und gemeinschaftliche religiöse Erlebnis an vorderster Stelle.

Wir treffen uns am Sabbat und an den jüdischen Festtagen zum Gebet.«

»Mit Liedern und Tänzen, gemeinsam mit Ihrem Rabbi?«, fragte Lüder und ließ unerwähnt, dass man in dem Zusammenhang auch von religiöser Ekstase sprach.

»Das machen wir, um Gott näherzukommen«, erklärte Rosenzweig, als hätte er Lüders Gedanken gelesen.

Lüder erstaunte es, dass der Vater eine religiöse Rechtfertigung abgab und nicht nach dem Grund für den Besuch der Polizei fragte. Lüder hatte erwähnt, dass man einen Toten gefunden hatte. War es nicht natürlich, dass Eltern zunächst danach fragten? Er drehte sich zu der seitlich hinter ihm stehenden Frau um. Sie hatte die Augen weit aufgerissen. Die Nasenflügel bebten. Sie hatte die Finger ineinander verhakt und hielt sie vor den Mund.

»Sagen Sie, was ist mit meinem ... unserem Sohn?«, fragte sie mit zittriger Stimme.

»Sie haben gestern Abend eine Vermisstenanzeige aufgegeben«, antwortete Lüder.

»Shimon ist nicht nach Hause gekommen. Das ist sonst nicht seine Art«, erklärte die Mutter. »Daraufhin bin ich zum Polizeirevier in der Von-der-Tann-Straße gegangen.«

»Sie haben dort angerufen?«

»Wir haben kein Telefon. Und auch keinen Computer. Es gibt auch keinen Fernseher. All das verdirbt den Charakter«, sagte der Vater.

»Sie waren mit Ihrem Mann dort?«

»Allein.« Esther Rosenzweigs Stimme vibrierte. »Man hat mir gesagt, ich soll noch abwarten. Es würde oft vorkommen, dass Jugendliche in dem Alter nicht zeitig nach Hause kommen.«

»Das ist Humbug«, ließ sich der Vater hören. »Shimon hat sich nicht herumgetrieben. Er ist ein guter Sohn. Und gottesfürchtig. Er ist immer zu Hause. Oder beim Rabbi und studiert die Schriften.«

»Als Ihr Sohn gestern Nachmittag das Haus verließ – war er traditionell gekleidet?«

»Er benimmt sich so, wie man es von ihm erwartet.«

Lüder drehte sich wieder zu der Mutter um. »Hat Shimon gesagt, wo er hinwollte?«

»Ich habe nicht danach gefragt«, erwiderte Esther Rosenzweig leise. Es war herauszuhören, dass sie es gar nicht wissen wollte. Angst schwang mit.

»Hat Ihr Sohn sich manchmal in Gaarden aufgehalten?«

»Da ist die Synagoge«, sagte der Vater.

»In Gaarden?« Lüder war überrascht. »Ich dachte, die sei am Schrevenpark.«

»Wir gehören dem Bund traditioneller Juden in Deutschland an. Die Gemeinde in der Goethestraße ist liberal ausgerichtet.« Es klang eine Spur abwertend.

»Wo hat man ... Wo ist Shimon?«, mischte sich die Mutter ein.

»Man hat ihn auf dem Vinetaplatz gefunden«, sagte Lüder.

»Das ist gleich in der Nähe der Synagoge. Hundert Meter entfernt in der Wikingerstraße 6.« Hans-Jürgen Rosenzweig schien sich immer noch nicht für das Schicksal seines Sohnes zu interessieren.

»Was heißt ... gefunden?« Die Mutter wollte sich nicht mehr zurückhalten.

»Wollen Sie sich nicht setzen?«, fragte Lüder vorsichtig.

»Mein Gott.« Esther Rosenzweig war laut geworden.

»Du sollst den Namen des Herrn nicht im Mund führen«, tadelte sie ihr Mann.

»Aviel!«, schrie sie ihn an. »Ich will endlich wissen, was mit meinem Sohn ist.«

»Händler auf dem Markt haben heute Morgen einen Leblosen gefunden«, umschrieb Lüder die Situation. »Wir schließen die Möglichkeit nicht aus, dass es sich dabei um Shimon handeln könnte.«

»Um unseren Sohn?« Jetzt hatte sie »unseren« gesagt. »Aber warum denn?«

Auf diese Frage konnte Lüder keine Antwort geben.

»Wenn es wirklich Shimon ist – wann kann er beerdigt werden?«, fragte Rosenzweig unvermittelt. »Wir müssen die Chewra Kadischa rufen.«

»Die ...«, begann Lüder.

»Die heilige Bruderschaft«, erklärte Esther Rosenzweig leise. »Das sind die in den jüdischen Gemeinden bestehenden Beerdigungsgesellschaften, die sich um die rituelle Bestattung der Verstorbenen kümmern.«

»Der Leichnam des Opfers ist noch nicht freigegeben«, wickelte Lüder aus. Er brachte es nicht zustande, den Eltern zu berichten, dass man bisher nur den Kopf gefunden hatte.

»Was heißt das?« Zum ersten Mal zeigte sich der Vater aufgebracht. »Ich will den Toten sehen. Wenn es Shimon ist, so soll er alle Ehrungen nach unserem Glauben erfahren.«

»Es gibt in Deutschland Regeln und Gesetze«, sagte Lüder.

»Das oberste Gesetz ist das Gottes«, sagte Rosenzweig. »Was könnte über Gottes Wort stehen?«

»Es wird noch eine Weile dauern, bis der Staatsanwalt seine Einwilligung erteilt. Haben Sie etwas Persönliches von Ihrem Sohn? Eine Zahnbürste? Ein Kleidungsstück?«

Zum Glück widersprach der Vater nicht. Esther Rosenzweig hatte angefangen, tränenlos zu weinen. Der ganze Körper zitterte.

»Ist es wirklich Shimon?«, fragte sie leise und erschauderte, als Lüder sanft ihren Oberarm berührte.

»Wir wissen es nicht. Aber es ist nicht auszuschließen.«

»Aber wieso?« Die Frau sah ihn mit angstgeweiteten Augen an.

»Es stehen noch Untersuchungen aus.«

»Ich möchte ihn sehen. Dann weiß ich doch, dass es nicht mein Sohn ist.«

Lüder fühlte sich hilflos. Was sollte man einer Mutter sagen, die sich wohl vergeblich an ein Fünkchen Hoffnung klammerte?

»Das ist im Augenblick nicht möglich.«

Frau Rosenzweig schwankte. Lüder griff zu und stützte sie an den Schultern.

»Sollen wir einen Arzt anfordern?«

»Gott hilft uns«, behauptete Rosenzweig, unternahm aber keinen Versuch, sich seiner Frau zu nähern und ihr beizustehen.